Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 18

Artikel: Jonas Truttmann. Neunzehntes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670688

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Zahn. (Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

Nun war die Reihe des Grübelns an der jungen Frau. Sie konnte sich nicht erklären, was auf einmal in Jonas gefahren war. Unsicherheit, ein leises Mit-sich-selbst-nicht-ganz-zufrieden-Sein nagten an ihr und stellten ihr Fragen: Kann er in dich hineinsehen? Zürnt er dir?

Sie begann in ihrem Benehmen gegen den Schwager alles Auffällige ängstlich zu vermeiden. Sie mied Geni, so daß er sie mit Worten und Blicken zu fragen begann, was ihr sei.

Aber Jonas' Unwirschheit und scheinbare Zerstreutheit änderten sich nicht. Er blieb ihr entfremdet.

Sie war einen Augenblick lang zwischen beiden einsam. Eigentlicher Schuld nicht bewußt, begann sie indessen Jonas zu zürnen. Wenn er, wo sie allein waren, sie einfach übersah, so gab auch sie sich keine Mühe mehr, ihn umzustimmen. Es stieg zwischen ihnen eine Eiskellerluft auf. Da sie aber Jonas ungerecht fand, schien ihr keine Ursache mehr zu sein, Geni zu verstoßen. Er tat ihr ja nichts zuleid, im Gegenteil. Er brachte ihr eine Hyazinthe, ein wunderbar duftendes Ding, das er im Garten gezogen und für sie in einen Blumentopf umgesetzt hatte. Er sprach ihr von der Hauptstadt unten, nach welcher er hier und da fuhr, um Kameraden zu treffen. Es gab dort vieles, was einen jungen Menschen vergnügen und gelüsten konnte. Er erzählte auch, wie lustig es beim letzten Tanz im „Löwen" in Bergenried gewesen sei, und daß Jonas doch einmal mit ihr dorthin kommen sollte, das Mitihrtanzen, meinte er lachend, wolle er, Geni, dann schon übernehmen. Je verdrossener Jonas war, um so freundlicher schien Geni zu werden. Jemand mußte man aber doch haben!

Sonderbarer Kauz, Jonas! Er trieb zu einer Zeit, da sie noch ganz ihm gehörte, die Frau in des Bruders Arme.

So verkümmert wie sein Körper ist sein Geist, dachte Inocenta. Und wenn sie nachts sich in ihre Kissen legte und der Mann mit ihr nichts mehr sprach, konnten die Gedanken zu allen Zimmerwänden hinaus. Sie gingen oft zu Geni und waren jetzt manchmal nicht mehr ängstlich, sondern froh.

Mitten in diese seltsame und heimliche Zeit fiel eine Heimkehr Jonas' von einer zweitägigen Welschlandfahrt. Da mußte ihn das Heimweh überfallen haben und die Freude an ihrem Besitz. Er war voll unruhiger Leidenschaft. Sie konnte sich ihm nicht versagen. Sie erlitt mit leisem Befremden und halbfroher Verwirrung seine Zärtlichkeit.

Bald nachher wurde es Herbst. Die Bäume begannen mit ihrem stillen, unablässigen Blätterregnen. Da war besonders eine Linde, die in einer der Truttmannschen Wiesen auf einer Anhöhe stand. Jonas hatte eine Bank an ihren Stamm zimmern lassen.

Dieser Baum hatte ein wunderbares Leben. Unaufhörlich Tag und Nacht rieselten seine Blätter zur Erde, und doch schien seine mächtige Krone nicht lichter zu werden. Der gewaltige Stamm stand da wie von Hunderten von kleinen, gelben und braunen Faltern umflogen. Die einen taumelten schwer und wie trunken zu Boden, die anderen ließen sich von der Luft tragen und hoben sich, stiegen ein Stücklein gegen den Himmel und segelten eine Weile ins Weite, ehe sie sich wirbelnd oder gelassen mit einer lautlosen Sanftheit ins Gras, auf einen Weg betteten oder gar einem Bach sich zum Spiele gaben, der sie noch eine Spanne Weges ins Land hinaustrug.

Die Sonne eines scheidenden Tages fiel in diese Linde und ihr Blätterspiel, als Inocenta, ein Strickzeug in der Hand, vom Hause heraufgestiegen kam und auf der Bank sich niederließ. Sie hatte das Strickzeug heute erst zur Hand genommen, von Franziska dazu verleitet und von irgendeinem inneren, kaum ernsthaften Gelüsten getrieben. Es zeigte erst ein paar Maschen, aus denen noch werden konnte, was wollte. Und was werden sollte, ob wirklich ein Kinderjäckchen, zu dem die Franzi mit drolligem Ernste geraten hatte, das wollte Inocenta erst noch entscheiden. Sie war in einer Stimmung, wie sie sich zwischen Tag und Dämmerung gern einstellt, nicht froh und nicht traurig, nur von geheimen Wünschen erfüllt, deren Wesen sie selbst nicht klar erkannte.

Sorgsam wischte sie ein paar dürre Blätter von der Bank, ehe sie sich setzte. Sie begann ihre Arbeit nicht, sondern blickte ganz berückt in den Baum hinauf. Der Abendschein durchleuchtete ihn. Seine Blätter wurden durchsichtig und schimmerten wie Gold. Alsbald kamen auch solche auf sie niedergeflogen, legten sich ihr auf den Schoß und die Schultern, und sie nahm einzelne auf, betrachtete sie, blies sie fort oder ver-

zupfte sie mit den Fingern. Das müßte Jonas sehen, dachte sie, wissend, wie er die Natur liebte. Ein Seufzer entrang sich ihr dabei, und sie wünschte, er wäre neben ihr, weil er hier sicher nicht verdrossen sein würde wie daheim. Ihr Blick ging dann in die Weite, und da sie von hier aus ungefähr die Gegend erkennen konnte, wo das Lotterhaus des Vaters stand, wanderten ihre Gedanken auch zu diesem hinaus, der sich jetzt viel seltener blicken ließ und von dem sie eigentlich wenig wußte. Fast gelüstete es sie, wieder in jene häßliche Hütte und zu dem alten Mann, dem Trunkenbold, zurückzukehren; dort hatte sie doch noch ein leichteres Herz gehabt.

Als sie nach einer Weile die Augen zufällig in einer anderen Richtung und mehr den Bergen zuwendete, sah sie von dort herab Geni mit einigen Taglöhnern steigen. Ein froher Schrecken durchfuhr sie. Das war immer so, wenn er plötzlich in ihrem Gesichtskreis erschien.

Er erkannte sie sogleich, trennte sich von den anderen, die am Hügelfuß vorbei heimzu schritten, und kam über die Wiese auf sie zu.

„Schau, schau", sagte er, „da könnte es jedem gefallen." Damit rückte er an ihre Seite.

Er trug den Rock über dem nackten, braunen Arm. Auch die Brust, die ihm aus dem offenen Hemde schaute, war braun. Aber auf seinen strohfarbenen, drollig dichten Haarschopf legte sich die warme Sonne und gab ihm Glanz. Auch aus seinen Augen winkte ihr etwas, was warm war oder — warm machte.

„Habt ihr es streng gehabt?" fragte sie, wie man eben so in den Tag hinein fragt.

„Nicht strenger als sonst," gab er zurück und studierte, was für ein Heiligenbild er einmal gesehen habe, dem auch so eine Glorie um den feinen, fürnehmen Kopf gelegen, wie jetzt der Inocenta. Es gelüstete ihn, die Hände zu heben und die schwarzen Kraushaare glattzustreichen, die der jungen Frau zu beiden Seiten des Halses und der Schläfen sich gegen die Wangen vorringelten.

„Ich glaube wohl, daß es dir hier gefällt," fuhr er fort.

„Warum?" fragte sie unwillkürlich.

„Weil es hier heller ist, als wo Jonas mit seinem Verdruß alles dunkel macht."

Sie war erstaunt. Sie hatte nicht gewußt, daß er die Übellaunigkeit ihres Mannes auch bemerkt oder zu spüren bekommen hatte. Sie schwieg aber. Plötzlich fühlte sie, daß er ihre Hand faßte. Seine Finger umspannten sie fester und fester. Es befiel sie ein seltsamer Zwang, als übertrage sich sein Wille auf den ihren. Sie gab ihm den Händedruck zurück, mit immer größerer Heftigkeit. Ihre Arme zitterten, so fest hielten sich die Hände.

„Manchmal meine ich, wir sollten einfach fort miteinander, nach Amerika oder irgendwohin," sagte er plötzlich. Jedes Wort schütterte noch von der Erregung, die es ihm herausgepreßt hatte.

„Um Gottes willen," stieß sie heraus und versuchte ihre Hand frei zu bekommen.

„Was hast du?" fragte er betroffen.

„Ich weiß nicht," suchte sie ganz verwirrt zu erklären, „Jonas — er hat seinen ganzen Glauben an mich gehängt. Ich könnte es ihm nicht antun."

„Hast du mich denn nicht gern?"

„Ich weiß es nicht. Ich weiß überhaupt oft nicht, was ich denken soll."

Sie strich mit der freien Hand über die Stirn, als ob die Gedanken sie schmerzten.

Er rückte noch näher an sie heran. „Du hast mich gern," sagte er meisterhaft. „Ich fühle es doch."

Dabei legte er, unbekümmert, ob man sie sehen konnte, die Arme um sie und zog sie an sich.

Sie riß sich los und sprang auf. „Geni!" sagte sie.

Er blieb sitzen und schaute sie an.

„Zürnst du?" fragte er.

Sie wendete sich ab, ohne zu antworten.

„Sprich," drängte er.

„Ich kann nicht," antwortete sie.

Da nahm er ihre Hand aufs neue, ließ sie aber gleich wieder fallen. Es war nur zum Dank geschehen.

Ohne Verabredung schritten sie heimzu.

Inocenta dachte unterwegs, daß sie nicht gemeinsam aufs Haus zugehen sollten, aber sie wagte nicht recht, es Geni zu sagen.

Jonas stand am Gaden, als sie ankamen.

Sie konnten ihn nicht sehen, bis sie um die Ecke des Gebäudes bogen. So stießen sie beinahe auf ihn und wurden verlegen. Sie konnten sich gegen das merkwürdige Unbehagen, das sie plötzlich überfiel und das sich in ihren errötenden Gesichtern spiegelte, nicht wehren.

Jonas sah sie an, sein Kopf fuhr in den Nacken zurück, als habe ihn jemand mit einem Hammer vor die Stirn geschlagen. Dann humpelte er ohne Gruß an ihnen vorbei dem Hause

zu. Sie fanden beide ihr Gleichgewicht nicht sogleich wieder. Geni trat in den Gaden. Inocenta ging Jonas nach, der eben in seinem mühsamen Schaukelgang drüben die Treppe erklomm.

„Hat es etwas gegeben?“ fragte Franziska die junge Bäuerin, als diese in den Hausflur trat. Jonas war in der Wohnstube verschwunden. Die Magd stand auf der Schwelle der Küchentür.

„Warum?“ fragte Inocenta. Ihr Herz klopfte überlaut. Sie wußte schon, wohin die andere zielte.

„Er sieht aus wie ein Gestorbener,“ sagte Franziska.

Und plötzlich zog sie Inocenta zu sich herein. „Nimm dich in acht,“ flüsterte sie. „Er hat ein armes Leben. Mach es nicht noch ärmer.“

Inocenta fragte maschinenhaft: „Was meinst du?“

„Frage dich selbst,“ flüsterte die andere.

Inocentas Kniee zitterten. Sie wußte nicht, daß sie schon in Schuld war. Es war bisher alles so heimlich und ihr selbst noch unklar gewesen, daß sie wie aus Wolken fiel, darum daß schon andere sich über etwas befremdeten, was sie vor sich selbst noch nicht gelten ließ.

Sie verließ die Küche. Sie ging in die Stube, wo Jonas schon an seinem Essensplatz saß und eine Zeitung vor dem Gesicht hatte. Sie durchschritt den Raum, machte sich im Schlafzimmer ein wenig zurecht und kam wieder. Immer dachte sie: Sage doch etwas. Du mußt doch reden. Aber sie brachte kein Wort heraus und machte sich allerlei zu schaffen, was gar nicht nötig war. Endlich zwang sie die Worte hervor: „Die alte Linde schneit ganze Schauer von Blättern.“

Es klang aber so unnatürlich, daß es nachher schlimmer war, als wenn sie nichts gesagt hätte.

Jonas schaute nicht auf. Sie wußte nicht, ob er sie überhaupt gehört hatte.

Zum Glück kamen jetzt die anderen herein, Geni und die Dienstleute. Franziska trug das Essen auf.

Jonas legte die Zeitung erst beiseite, als der Suppenteller schon vor ihm dampfte.

Geni, laut wie immer, zog Kaspar auf: „Vorhin habe ich dich gesehen, wie du mit der neuen Kuh zur Tränke gingst. Sie machte verstaunte Augen, hatte offenbar noch nie einen Kegel am Halfter gehabt.“

„Vielleicht hat sie dich angeglotzt und dein großes Maul,“ entgegnete beschlagen der Kleine.

Die anderen lachten und sprachen durcheinander.

Inocenta saß wie auf Dornen neben ihrem Mann. Sie versuchte ihn anzulächeln, als Kaspars Scherz heraus war. Aber sie schlug den Blick sogleich wieder nieder.

Es war, wie die Franzi gesagt hatte, Jonas' Gesicht hatte eine Totenfarbe. Und er sah aus wie ein vor Kälte Zitternder, obwohl eigentlich seine Züge ruhig waren und nur die Hand, die den Löffel führte, ein wenig unsicher schien.

Jetzt nahm Geni, dem Jonas' Erregung auffiel, den Stier bei den Hörnern. „Dieses Jahr gibt es zwölf Klafter Holz wie nichts oben im Gritwald,“ sprach er Jonas an.

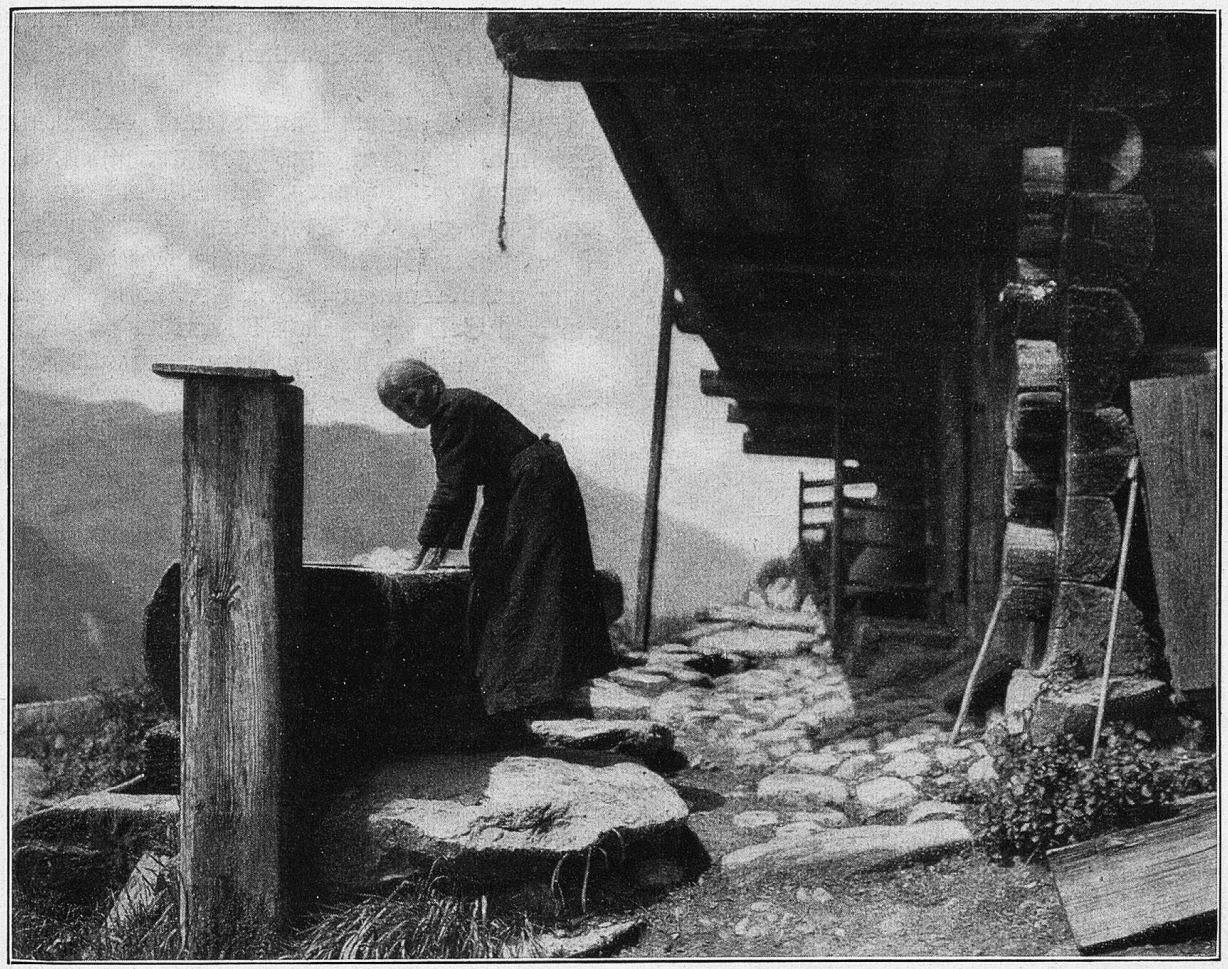
Dieser kniff die Augen ein und schaute den anderen an, als wollte er ihm bedeuten: Was redest du für Narrheit, wo es ganz anderes zu reden gibt? Doch nahm er sich, um die Aufmerksamkeit der anderen abzulenken, sichtlich zusammen. Er begann den Knechten mit einer glasigen Stimme einige Verhaltungsmaßregeln für den nächsten Tag zu geben.

Hin- und Widerrede ging über den Tisch.

Die Franzi hatte die kleinen Augen auf dem Bauern. Einmal sagte sie: „Hast du gesehen, Truttmann, der Rosenstock hinter dem Hause trägt noch einmal?“

Dieser Rosenbaum war lange krank gewesen, und Jonas hatte sich viel Mühe mit ihm gegeben. Die Franzi sprach jetzt gern von etwas, was ihm zur Freude war. Er aber antwortete nicht.

Die Mahlzeit ging vorbei wie jede. Die Taglöhner machten sich auf den Weg heim. Die Knechte gruben die Pfeifen aus den Taschen und schickten sich an, sie auf den Hausbänken unten oder auf der Treppe zu rauchen. Franziska hatte in der Küche zu tun. Geni holte sich Zigaretten, er war beim Rauchen kein Bauer mehr, sondern ein Leutnant. Dann langte er sich seinen Rock von der Wand und überlegte sich, ob er dableiben oder noch ins Dorf hinuntergehen solle. Eben trug Inocenta das letzte Geschirr vom Tisch, den sie darauf mit einem Tuche abwischte. Jonas hatte sich wieder hinter seine Zeitung verborgen. Unvermerkt überwachte er aber Geni. Er wollte ihn nicht aus der Stube lassen. Als jetzt die Tür hinter Inocenta sich wieder schloß, sagte er zu ihm: „Falls du die Absicht hast, fortzugehen — wir haben vorher noch etwas zu reden.“



Eine Prättigauerin von Schuders. Phot. Hs. Eckstein, Zürich.

„Das wäre?“ fragte Geni. „Du bist, meine ich, wieder einmal erbost,“ fügte er hinzu.

Jonas erhob sich und stand am Tisch auf seinem einen Bein, das andere wie ein Querholz in der Luft. Er hielt sich an der Tischplatte oder schob seinen Oberkörper über diese vor, dem Bruder entgegen, der von der anderen Seite herantretend, sich hart auf einen Sessel fallen ließ.

„Du hast es von Jugend auf besser gehabt als ich,“ begann er mit der kargen, brüchigen Stimme von vorher.

„Und du hast es mir immer vorgehalten und mißgönnt,“ nahm Geni sogleich den Streit auf. Er hatte es satt, hatte keine Geduld mehr mit dem mißgünstigen Gigampfer.

„Du weißt ja nicht“, fuhr Jonas fort, „was es heißt, auf der Welt zu sein wie ein Scherbentopf, angeschielt, mit dem Fuß weggestoßen, auf den Mist verwiesen.“

„Wie man's sieht, so muß man's tragen,“ gab ihm Geni höhnisch zurück. „Wer mit Gehässigkeit kocht, verpfeffert die Suppe.“

Des anderen spöttelnde Ruhe riß Jonas aus aller Fassung. Er erhob die eine Hand. „Du meinst, du seiest Meister, weil du gesund bist. Aber — ich bin nicht unter deiner Knute, du.“

Er schüttelte die Hand hin und her, sie wirbelte wie ein Luftrad. In dieser Hand lag Zorn, und Zorn loderte aus allen Gliedern.

„Zum Teufel, was willst du denn?“ fragte Geni lärmend.

„Wir müssen auseinander,“ keuchte Jonas. „Das Haus hat nicht mehr Platz für uns. Wir haben einmal zusammen in einem Bett liegen müssen, trotzdem wir immer gestritten haben. Es schüttelt mich noch jetzt, wenn ich daran denke. Dann bin ich von dir losgekommen.“

„Und ich von dir,“ unterbrach Geni auflachend.

Der andere fuhr fort: „Geradeso müssen wir jetzt auseinander — auseinander — auseinander. Sonst erwürgen wir einander noch.“

Seine Stimme überschlug sich. Seine Lippen waren von seinem heißen Atem feucht.

„Vor dir bin ich sicher," höhnte Geni und lüftete den Rock, den er eben angezogen, als wollte er ihn zu einem Ringkampf von den starken Schultern streifen.

Da ließ sich Jonas, mit den zuckenden Ellbogen am Tisch sich haltend, nieder. Sein Zorn hatte sich erschöpft, eine unheimliche Ruhe löste ihn ab. „Du", sagte er, „du hast alles vor mir voraus, hast es dein Lebenlang gehabt. Wenn aber so einem wie ich bin, einmal etwas geschenkt wird, etwas, was man zu seinem Herrgott macht, dann — Weißt, was dem Bettler der Franken ist, du Millionär, du! —"

„Du redest durcheinander wie ein Verrückter. Vielleicht bist du es auch," murrte der ergrimmte Geni.

Aber Jonas fuhr mit einer fernen, versonnenen Stimme fort: „Ich will dich jetzt etwas bitten, du Reicher, du! Ich habe dir nie gesagt: Laß mich in Ruhe mit deinem Spott! Laß mich leben! Versteh mich auch in — in meiner Armut. Jetzt will ich dich zum erstenmal etwas bitten: Nimm mir die Centi, meine Frau, nicht fort."

Geni lachte kurz.

„Was lachst?" fragte Jonas atemlos.

„Ich dir deine Frau nehmen?" wiederholte ihn Geni. Seine Schulter zuckte dabei hoch. Aber plötzlich fiel ihm eine andere Seite der Sache ein. „Wenn du dir aber etwas angemaßt hättest, was dir nicht zukommt?" fragte er.

Etwas in Jonas Innerem gefror. So war es immer gewesen! So hatten sie ihn in seiner Jugend in seinen Schmerzen liegen lassen! So waren sie immer ihre eigenen Wege gegangen, ihn wie ein Stück Gerümpel beiseite lassend. Nicht zu kam ihm die Centi, wie ihm das Baumklettern und tausend andere Dinge nicht zukamen! Aber — bei Gott, da wollte er doch noch sehen. „Meinst du, ich habe nicht gezögert," fragte er mit heiserer Stimme, „nicht überlegt, nicht hin und her gegrübelt, ehe ich die Centi zu mir nahm? Sie ist freiwillig gekommen. Frage sie nur. Ich habe sie nicht überredet. Aber jetzt behalte ich sie auch. Und ich werde wissen, wie ich es machen muß, daß sie mir nicht fortkommt."

„Narr! Den Leib kannst am Ende in Ketten legen, aber die Seele nicht."

„Was ich denke und tue, werde ich mit mir selber ausmachen müssen. Zuerst aber müssen wir beide ins reine kommen."

„Nun?"

„Was wir nicht konnten nach der Mutter Tod, weil das Gut uns zusammenhielt, das müssen wir jetzt können. Ich will dich auskaufen. Du magst das Stafelland übernehmen, es ist ein guter Gewerb. Wenn du schaffst, kannst du dein Auskommen finden. Freilich mußt mehr auf dein Geld schauen als bisher."

„Du willst mich hier herausweisen? Haha! Da gehören zwei dazu und stärkere als du."

Jonas humpelte nach der Schlafstube hinüber und kam mit einem großen, gelben Kuvert zurück. Er entnahm ihm eine Anzahl Blätter mit Zahlenkolonnen und legte sie auf den Tisch. „Ich habe saubere Rechnung geführt, Herr Oberleutnant. Du hast nicht nur dein Geld vermilitärlet in den letzten Jahren, sondern auch mein Geld, das mir hier auf unserem Eigentum wieder gutgeschrieben ist."

Geni griff nach den Blättern und studierte daran herum. „Das ist Betrug," brauste er auf.

„Alles mit Amtswissen und Amtswillen," gab Jonas zurück. In seinen Augen lauerten die furchtbare Entbehrung und Dürre seiner Jugend, Grimm und Vergeltungsdrang.

„Ich gehe nicht," trotzte Geni.

„Wie du willst," sagte der andere. „Aber es geht auf Leben und Tod. Und das Gericht wird wissen, ob ich einen im Hause behalten muß, der mir — die Frau stiehlt."

Wieder lachte Geni. „Gigampfer, blödsinniger, sie gehört schon nicht mehr dir."

Jonas fuhr sich an den Hals, als müßte er ersticken. „Wem?" knurrte er, fast ohne zu wissen, was er fragte.

„Mir," triumphierte Geni. „Mir! Da hilft alles Fortschicken nicht mehr."

Jonas raffte seine Blätter zusammen. Er trug sie dorthin zurück, wo er sie geholt hatte. Als er wieder in die Stube trat, wo Geni noch immer breit in seinen Stuhl zurückgeworfen saß, sah er ihn an.

„Auf was wartest noch?" fragte er.

Geni geriet doch in einige Unsicherheit. Er hatte keine Angst und konnte sich doch eines Unbehagens nicht erwehren. „Du weißt Bescheid. Ich lasse mich nicht aus dem Hause werfen," stellte er fest.

Darauf antwortete Jonas nicht. Er ging aus der Tür und hinaus. Er kam an der Küche vorüber, und Inocenta wie Franziska standen auf

der Schwelle. Sie hatten gehört, wie hart die Brüder sich gestritten hatten.

Er tat, als ob sie nicht da wären.

„Jonas," bat Inocenta und wollte ihm die Hand auf die Schulter legen.

Er hinkte weiter. Die Hand fiel herab.

Gleich darauf trat auch Geni aus der Tür. Er winkte mit den Augen hinter Jonas her: „Es fehlt ihm im Kopf," höhnte er.

Aber die Frauen lachten nicht. Die Franziska trat hinter Inocenta hervor. „Treib es nicht zu weit," sagte sie zu Geni. „Es ist etwas in ihm, was einem Angst machen kann."

„Bah — Angst vor dem!" gab Geni zurück.

Er schlenderte aus dem Hause und begab sich pfeifend ins Dorf zu einem Schoppen und einem Kartenspiel.

Inocenta blieb verschüchtert in der Tür stehen. „Es ist so schwer," klagte sie. „Ich habe nicht gedacht, daß ich in solchen Unfrieden käme."

Franziska achtete kaum auf sie. Ihre Gedanken waren von Jonas erfüllt. Jetzt sagte sie, ganz aus ihrem tiefen Besinnen heraus: „Er hat etwas in sich wie ein Gift. Das haben sie ihm nach und nach eingeträufelt. Am Ende muß er daran zugrunde gehen, er — und vielleicht andere auch noch."

Inocenta weinte leise. Sie war elend. Sie hätte Geni nachlaufen und ihn bitten mögen, er solle mit ihr fortgehen, irgendwohin, und im nächsten Augenblick übermannte sie das Mitleid mit Jonas und eine merkwürdige, in ihr während der Zeit ihrer Brautschaft und Ehe für ihn erwachsene, aus geheimer Achtung geborene Anhänglichkeit.

Da faßte die Franzi sie beim Arm. „Wir müssen ihm Sorge tragen", sagte sie, „wir beide."

Doch Inocenta schien, daß Geni Unrecht geschehe, Geni, der doch auch keine Schuld habe. „Er braucht den Schwager nicht zu knechten," wehrte sie sich.

Franziska antwortete: „Der hilft sich selber. Dem braucht niemand zu helfen. Du schon gar nicht." (Fortsetzung folgt.)

Nach dem Regen.

Grauwolkengeschwader sind osthin entschwommen,
Der Abend ist sacht wie ein Zaubrer gekommen;
Noch schauert's im Walde von Tropfen gar fein,
Doch bricht durch die Stämme glühgoldener Schein.

Welch Jubelgetriller auf Wipfeln und Aesten!
Welch Abendkonzert von gefiederten Gästen!
Gesprudel im Dickicht, Gemurmel im Grund!
Der Wald wird zum singenden, klingenden Mund.

Jacob Heß.

„Der alte Steffl", das Wahrzeichen Wiens.

Zum fünfhundertjährigen Bestand des Stephansdomes.

Von Max Hayek.

Ja, er ist das Wahrzeichen Wiens, der 136 Meter hohe Stephansturm, der „alte Steffl", der Turm der ehrwürdigen Stephanskirche im Zentrum der Stadt, der Wiener Kathedrale, die nun seit bald 800 Jahren Geschichte und Geschick der Stadt mitträgt, ein Wunderwerk gotischer Baukunst, unüberschaubar reich in seinem architektonischen und plastischen Schmuck, in seiner Fülle von Gestalten, Zierarten und baulichen Besonderheiten. Der Wiener hängt an dieser seiner Lieblingskirche, am „alten Steffl", denn dieser hochragende Spitzturm, dem Fremden, der Wien zufährt oder zuwandert, schon von weither sichtbar, kann ja wirklich mancherlei Packendes und Dramatisches, er kann Tragisches aus den Geschehnissen vieler Jahrhunderte erzählen, er, Zeuge und Zuschauer des Aufstieges und Unterganges eines gewaltigen Reiches. Um 1144 unter dem Babenberger Herzog Heinrich Jasomirgott — (dieser Herzog ward so genannt, weil er sich sehr häufig der Redensart bediente: „Ja, so mir Gott helfe!") — an Stelle einer Kapelle, die dem heiligen Stephan geweiht war, erbaut, sah dieser Turm, der in 68jähriger Arbeit (1365 bis 1433) zuletzt durch den Meister Hans von Prachatitz aufgerichtet wurde, um 1529 die anrückenden Türken und sah sie um 1683 zum zweiten Male. Ja, damals nahm er den heldenmütigen Verteidiger Wiens, den Fürsten Rüdiger von Starhemberg auf. Von einer Steinbank herab, die heute noch erhalten ist, beobachtete Starhemberg damals die Bewegung der Türken — und über tausend Schüsse wurden von den Schanzen der Türken auf den alten